

Die psychophysiologischen Grundlagen des Wahrnehmens

EGON KÜPPERS

Eingegangen am 19. Februar 1971

Psychophysiological Bases of Perceiving

Summary. *Sensation* (i.e. to sense something) is only a preliminary condition of perception, but sensation also contains an element of activity: the peripheral events which are initially merely *facts* are converted by self-affect into *data for us*.

Perception itself is an interaction with something which is encountered. Within it two basic types must be distinguished: *to look at something*, which arises from a searching for the origin of the perceived peripheral occurrences, and *to recognize something*, which arises from an *exploration* of the encountered thing at which we are looking. In sensing something, the fact that we have been centrally affected leads us to conclude that our self has been peripherally touched. Similarly, in looking at something, the fact that we have been peripherally touched and centrally affected leads us to conclude the presence of an origin of this event, and attribute to it a certain appearance, on the basis of the type of peripheral experience and central affect we have encountered. Then, from our recognition of the fact that the presumed origin of the peripheral event has reacted in one way or other (or has not reacted) to our exploratory process, we can form a conclusion as to his independence, his presence, or his being a person. By means of these inductive interferences, *in being aware of something* we reach mentally from our self—as the center of our being—to the periphery of our self, then *in looking at something* we come from the periphery of our self to the periphery of our vis-a-vis, then *in observing something* from its periphery to its interior.

The aim of this paper was not to achieve this result. The intention was rather (in conjunction with the paper of 1965⁷) to demonstrate by means of a further example that a correct description of psychic phenomena includes some principles of their physiological basis.

Key-Words: Sensation — Perception — Recognition — Phenomenological Description — Psychophysiology.

Zusammenfassung. Das *Empfinden* ist nur eine Vorbedingung des Wahrnehmens. Aber auch in ihm steckt schon eine Aktivität. Sie besteht darin, daß die peripheren Geschehnisse, die zunächst nur *Fakten* sind, von uns auf dem Wege der Selbstaffektion zu *Daten für uns* gemacht werden.

Das *Wahrnehmen* selbst ist ein Umgang mit Begegnendem. Innerhalb seiner müssen zwei Grundarten unterschieden werden: das durch ein *Suchen* nach dem Urheber der empfundenen peripheren Geschehnisse entstehende *Anschauen* und das aus dem *Untersuchen* des angeschauten Begegnenden hervorgehende *Erkennen*. Hatten wir beim *Empfinden* aus der Tatsache, daß wir zentral affiziert worden waren, auf die Tatsache, daß unser Selbst peripher berührt worden war, zurückgeschlossen, so schließen wir beim *Anschauen* aus der Tatsache, daß wir peripher

berührt und zentral affiziert worden sind, auf die Anwesenheit eines Urhebers dieser Geschehnisse zurück und schreiben ihm auf Grund der Art unseres Berührt- und Affiziertwordenseins ein bestimmtes *Aussehen* zu, um dann beim *Erkennen* aus der Tatsache, daß der vermeintliche Urheber des peripheren Geschehens auf unser untersuchendes Vorgehen so oder so reagiert (oder nicht reagiert) hat, entweder auf seine *Eigenständigkeit* oder auf seine *Anwesenheit* oder auf seine *Personalität* (oder auf ihr Gegen teil) zurückzuschließen. Durch diese induktiven Rückschlüsse gelangen wir beim Empfinden gedanklich von uns als Personenzentrum zur Peripherie unseres Selbst, beim Anschauen von der Peripherie unseres Selbst zur Peripherie von dessen Gegenüber, beim Erkennen in das Innere dieses Gegenübers.

Die Gewinnung dieses Resultats war nicht das Ziel der vorliegenden Arbeit. Vielmehr sollte (im Anschluß an die Arbeit von 1965⁷) nur an einem weiteren Beispiel gezeigt werden, daß man bei korrekter Beschreibung des Psychischen einige Prinzipien des zugrundeliegenden Physiologischen mitbeschreiben kann.

Schlüsselwörter: Empfinden — Wahrnehmen — Erkennen — Phänomenologische Beschreibung — Psychophysiologie.

I. Einleitung

Metzger, der Herausgeber des 1. Halbbandes des 12bändigen Handbuches der Psychologie von 1966, klagt im Vorwort darüber, daß die Beiträge des Bandes sich zwar eingehend mit der Lehre vom Wahrnehmen, dagegen nur sehr wenig mit der vom Wahrnehmen beschäftigten, obwohl doch in den seelischen Tätigkeiten der eigentliche Gegenstand der Psychologie liege. Es fehle eine „systematische Phänomenologie der fraglichen Verhaltensweisen“.

Ich bin mit Metzger vollkommen einverstanden, möchte nur hinzufügen, daß noch etwas Weiteres fehlt: Die Psychologen kennen nicht die großen Fortschritte, die in den letzten Jahrzehnten durch W. R. Hess [2] und seine Nachfolger in der *Neurophysiologie* gemacht worden sind (vgl. Psychiatrie der Gegenwart, besonders die Abschnitte von Hassler [1], Jung [4] und Ploog [8] in Bd. I, 1A und 1B), oder sie können sie nicht verwerten, weil sie keine *Mediziner* sind. Infolgedessen suchen sie den Zusammenhang zwischen dem Psychischen und dem Physiologischen immer noch in den Sinnesorganen statt im (thalamischen) seelischen Zentrum.

Wie dieser Zusammenhang wirklich gedacht werden muß, soll im folgenden an dem Beispiel des Wahrnehmens dargetan werden. Es wird sich zeigen, daß unsere Verhaltensweisen *ohne weiteres* einen Rückschluß auf das Zusammenwirken bestimmter Teile unseres Körpers zulassen, wenn man sie richtig beschreibt. Ich habe schon 1922 [5] das Psychische als den Schlüssel zum Physiologischen bezeichnet und damals und später [6, 7] die Konsequenzen daraus gezogen. Die weitere Entwicklung der Neurophysiologie hat mir recht gegeben: Das seelische Zentrum wurde eben dort gefunden, wohin ich es vorher postuliert hatte. Meine jetzige Behauptung, daß man bei korrekter Beschreibung unserer Verhaltungs-

weisen das zugrundeliegende Physiologische in seinen Grundzügen *mitbeschreibt*, wird sich ebenso bewähren; denn sie ist nur die Konsequenz des damaligen Ansatzes.

Daß ich mich im folgenden gerade an das *Wahrnehmen* halte, hat seinen Grund in der Tatsache, daß es sich dabei um ein Verhalten handelt, das uns mit den Tieren gemeinsam ist, so daß die Komplikationen, die das speziell Anthropologische gegenüber dem Zoologischen mit sich bringt, nicht berücksichtigt zu werden brauchen.

II. Die beiden Arten des Wahrnehmens

Daß unser Wahrnehmen ein *Verhalten*, genauer: ein Umgang mit Begegnendem, also nicht etwas Sensomotorisches, sondern etwas Motosensorisches ist, kann eigentlich gar nicht bestritten werden. Unser Sehen ist ja ein Hinsehen auf etwas, unser Hören ein Hinhören auf etwas, unser Tasten ein Hintasten nach etwas usw. Unser Wahrnehmen hat also einen *Sinn*, und dieser wird klar, wenn man es als theoretisches Verhalten mit unserem Handeln als einem praktischen vergleicht. Durch unser *Handeln* suchen wir unsere Situation, d. h. unser dynamisches Verhältnis zum Begegnenden, zu *verbessern*, indem wir z. B. unserem Körper das von ihm Benötigte beschaffen. Durch unser *Wahrnehmen* dagegen suchen wir nur etwas *festzustellen*. So suchen wir etwa in der Furcht festzustellen, wer das ist, der uns soeben ein Leid zugefügt hat, oder wir suchen im Zweifel festzustellen, ob das soeben zur Selbstgegebenheit gebrachte Etwas auch wirklich „ist“, oder ob es etwa nicht „ist“.

Die Veränderung, die wir durch unser Wahrnehmen hervorzubringen suchen, liegt also im Innern unseres Körpers, und zwar in unserem Gedächtnisorgan, der *Hirnrinde*, und wenn sie uns etwas nutzen soll, muß sie so beschaffen sein, daß wir durch sie einen *Zugang* zu etwas gewinnen, was jenseits der Grenzen unseres Körpers liegt. Es ist daher zu vermuten, daß sie so etwas wie ein gedanklicher „Satz“ ist, der sich auf das uns von unserer Umwelt her Begegnende bezieht, indem wir uns z. B. mit seiner Hilfe sagen: Dieses so aussehende Etwas da „ist“ oder „ist“ nicht.

Die Frage, die wir zu lösen haben, lautet also: Wie ist es möglich, daß wir durch unser Wahrnehmen, das ein Umgang mit Begegnendem ist, zu cortical niedergelegten wahren „Sätzen“ gelangen?

Wenn wir diese Frage beantworten wollen, müssen wir beachten, daß unsere Verhaltensweisen, gleichgültig ob sie theoretischer oder praktischer Art sind, nicht nur einen Sinn, sondern auch einen *Grund* haben. Unsere Tendenz, unserem Körper das Benötigte zu beschaffen, hat z. B. ihren Grund in der *Unversorgtheit* unseres Körpers mit dem von ihm Benötigten. Unsere Tendenz, das vermeintlich Bedrohliche von ihm fernzuhalten, hat ihren Grund in seiner *Unbeschütztheit* gegen einen mög-

lichen Angreifer. Unsere Tendenz schließlich, ein Wissen um die innere Beschaffenheit oder das Aussehen dieses Angreifers zu erwerben, hat ihren Grund in unserer *Unkenntnis* des Begegnenden. Unser Verhalten geht also ursprünglich aus einem *unbefriedigenden Verhältnis* entweder unseres Körpers zu seiner Umgebung (Unversorgtheit, Unbeschütztheit) oder unserer selbst zu unserer Umwelt (Unkenntnis) hervor.

Bedenken wir nun, daß unser Körper nichts anderes ist als eine Zellgemeinschaft, zu der wir selbst (im Thalamus) als Organ gehören, so werden wir sagen: Wenn diese Zellgemeinschaft will, daß wir durch unser Verhalten dieses unbefriedigende Verhältnis ändern, so muß sie sich schon vor unserer Geburt so organisiert haben, daß uns im entscheidenden Augenblick *zum Verstehen gegeben* wird, was wir zu tun haben. Das aber geschieht, wie Heidegger gezeigt hat, dadurch, daß wir in bestimmte *Grundaffekte* versetzt werden.

Aus der *Unversorgtheit* unseres Körpers mit Sauerstoff entstand der Grundaffekt, mit dem unser waches Dasein zur Zeit unserer Geburt beginnt: die *Erstickungsangst*. In sie *a tergo*, d. h. vom Schlafzentrum (= Organisationszentrum) her, versetzt, *verstehen* (= beurteilen) wir, den Tatsachen voreiligend, das uns möglicherweise Begegnende als etwas, was uns vor dem drohenden Erstickungstod retten kann, und *entschließen uns* demgemäß (mit Hilfe unseres thalamo-cortico-thalamischen Verstehens- und Vorsetzungsapparats) dazu, nach einem Retter zu schreien und an dem Nächstliegenden Halt zu suchen.

Hat das daraus hervorgehende Verhalten (unter Gebrauch des thal.-musculo-thal. Umgangsapparats) zu einem Erfolg geführt, so kann in jedem Augenblick aus der Ungeschütztheit unseres Körpers eine *Verletzungsfurcht* entstehen, die sich ursprünglich in einem schreckhaften Zusammenfahren äußert. In sie durch unangenehme Sinneseindrücke, also *a fronte*, versetzt, *verstehen* wir den vermeintlichen Urheber dieser Eindrücke, schon bevor wir ihn wahrgenommen haben, als bedrohlich und *entschließen uns* 1. dazu, vor ihm zu fliehen, also *praktisch* etwas zu unternehmen, zugleich aber auch 2., uns ihm zuzuwenden, also *theoretisch*, d. h. aus einer Fragestellung heraus, tätig zu werden.

Damit ist dann aber die *erste Art unseres Wahrnehmens* gegeben. Sie geht aus dem Grundaffekt der *Furcht* hervor und kommt dadurch zu stande, daß wir in der Furcht nach dem *Urheber* des unangenehmen Sinneseindrucks *suchen*, ihm also die Möglichkeit geben, uns optisch zu berühren und zentral zu affizieren, so daß wir nun unsererseits die Möglichkeit haben, ein Wissen um sein Aussehen zu erwerben.

Ist uns das gelungen, so *kennen* wir ihn, haben ihn aber noch nicht *erkannt*. Dieses Erkennen gelingt uns vielmehr erst bei der *zweiten Art unseres (optischen) Wahrnehmens*. Sie geht aus dem Grundaffekt des *a mundo erregten Zweifels* hervor und kommt dadurch zustande, daß

wir das nun anschaulich vor uns stehende Etwas auf sein Sein oder Nichtsein hin untersuchen, indem wir bei ihm durch unser eigenes Verhalten ein Gegenverhalten auszulösen versuchen, um dann, gestützt auf die dadurch gewonnene neue Tatsache, entweder festzustellen, daß es „ist“, oder, daß es nicht „ist“.

Die Unterscheidung zwischen einem suchenden und einem untersuchenden Wahrnehmen ist den heutigen Psychologen natürlich bekannt, entspricht sie doch der schon von Kant gemachten Unterscheidung von *Anschauung* und *Begriff*. Sie wissen aber nicht, daß von hier aus ein Einblick in das dem Wahrnehmen zugrundeliegende *Physiologische* zu gewinnen ist. Wenn man das zeigen will, muß man zunächst den Begriff des *Empfindens* klären. Infolgedessen zerfällt die folgende Erörterung in 3 Abschnitte: *Empfinden*, *Anschauen*, *Erkennen*.

A. Das Empfinden

Wenn unser Wahrnehmen ein Umgang mit Begegnendem ist, muß das Begegnende sich uns irgendwie bemerkbar machen können. Es muß nicht nur imstande sein, uns peripher zu berühren und zentral zu affizieren, sondern auch unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Tut es das, so geben wir (im Thal.) uns diese Einwirkung mit Hilfe einer unserer corticalen Sinneszonen wieder. Was das für Folgen hat, ergibt sich aus den Erfahrungen bei Amputierten. Diese verlegen anfangs die in ihrem Stumpf entstehenden Mißempfindungen mit Hilfe ihrer corticalen Körperschemazone in die Peripherie des gar nicht mehr vorhandenen Beines. Dasselbe muß man auch von den an sich unauffälligen Erregungen der epikritischen Sensibilität annehmen, die beim Tasten, Sehen usw. auftreten. Soweit wir sie bemerken, verlegen wir sie gedanklich in ihre Herkunftsgegend zurück. Hat dieses „Gegenwärtigen“ ihrer mit Hilfe der Sinneszonen stattgefunden, können wir uns dieser Geschehnisse auch erinnern und ihre Wiederkehr erwarten, so daß wir in der jeweiligen *Präsenzzeit* ein ganzes Nacheinander von Geschehnissen vor uns haben.

Verlegen wir nun diese Geschehnisse gedanklich in die Peripherie unseres Körpers zurück, so *lokalisieren* wir sie auch. Wird z. B. unsere Netzhaut optisch berührt, so verlegen wir (als zentral affiziertes Personenzentrum) dieses Geschehen in die Augengegend zurück. Dieses Zurückverlegen ist aber noch kein Sehen. Eine Farbe z. B. ist nichts Empfundenes. Sie wird vielmehr wahrgenommen wie alles andere, was von uns (beim Anschauen) in die Umwelt verlegt worden ist. Alles Wahrgenommene hat für uns eine *objektive* Räumlichkeit. Die als empfunden zu bezeichnenden, meist nicht beachteten, peripheren Geschehnisse dagegen haben *subjektive* (Rechts-Links-)Räumlichkeit. Sie gehören einem ganz anderen Gegenstandsgebiet an, nämlich dem Gebiet unseres (größeren) *Selbst*.

Wenn es richtig ist, daß unser Personenzentrum in den Thalamus zu verlegen ist, dann muß man annehmen, daß unser zentrales Affiziertwerden hier stattfindet. Was von da aus bei der Wiedergabe der peripheren Berührungen weitergeschieht, ist *Selbstaffektion*.

Mit dieser Auffassung stimmen die anatomischen Tatsachen und pathologischen Erfahrungen überein. Es sei nur erwähnt: 1. der Teil der Sehbahn, der im Corp. gen. lat. beginnt, ist doppelläufig. 2. Die Seelenblindheit hat im Gegensatz zu den Sehstörungen, die durch Schädigung der zuleitenden Opticusbahn hervorgerufen werden, die Tendenz, sich (vermutlich durch Heranziehung ungeschädigter gebliebener Selbstaffektionsmöglichkeiten) wiederherzustellen. 3. Es gibt verschiedene Arten von Seelenblindheit, darunter auch eine solche, bei der die Kranken das optisch auf sie Einwirkende zwar *sehen*, also anschaulich vor sich haben, es aber nicht erkennen, also nicht richtig deuten können, was mit unserer Unterscheidung zweier Wahrnehmungsarten übereinstimmt.

Dadurch, daß wir (im Thal.) uns mit Hilfe der corticalen Sinneszonen selbstaffizieren, *bringen* wir uns das, was unserem Selbst peripher geschieht, *zur Gegebenheit*. Die peripheren Geschehnisse, die wir beim Empfinden in die Peripherie zurückverlegen, sind also zunächst *nicht* gegeben. Sie sind nur geschehen, unserem Selbst zugefügt, — *Fakta*. Zu *Daten* werden sie erst dadurch, daß wir sie uns aufgrund unseres Affiziertwordenseins durch sie zur Gegebenheit gebracht und in die Peripherie zurückverlegt haben. Erst wenn dieses „Vor-stellen“ geschehen ist, kann das „Denken“ hinzukommen, d. h. das Beurteilen des Zur-Gegebenheit-gebrachten, z. B. als etwas, was jetzt dort geschieht oder soeben geschehen ist oder voraussichtlich wieder geschehen wird. Beides, das „Entwerfen“ und das Beurteilen, geschieht vom Thalamus aus mit Hilfe der Hirnrinde. Diese ist also sowohl 1. ein Organ der *Wiedergabe* als auch 2. ein solches des *Vor-uns-Hinstellens* als auch 3. ein solches des *Beurteilens*.

Das Zur-Gegebenheit-Gebrachte ist beim Empfinden etwas unserem Selbst Geschehenes. Halten wir uns nun an die Einteilung der Sensibilitäten durch *Head*, so sind die protopathische, die tiefe und die epikritische Sensibilitätsart zu unterscheiden, und wir müssen annehmen: Was uns über die Bahnen der protopathischen Sensibilität zugeleitet wird, geben wir uns mit Hilfe der Körperschemazone wieder, was über die der tiefen Sensibilität mit Hilfe der präzentralen Vorsetzungszonen, was über die der epikritischen mit Hilfe der Gegenwärtigungszonen (Tast-, Seh-, Hörzone). Es ergibt sich so eine *Dreistrahligkeit* unseres Verstehensapparates, auf die ich schon in einer früheren Arbeit, die das besonnene praktische Verhalten behandelte [7], ausführlich eingegangen bin. Diese Dreistrahligkeit ist aber eine doppelte, nämlich eine für das praktische und eine für das theoretische Verhalten, wobei der Mittelstrahl, der der Objektivierung und Beurteilung des Begegnenden dient, gemeinsam ist, so daß im ganzen eine Fünfstrahligkeit herauskommt

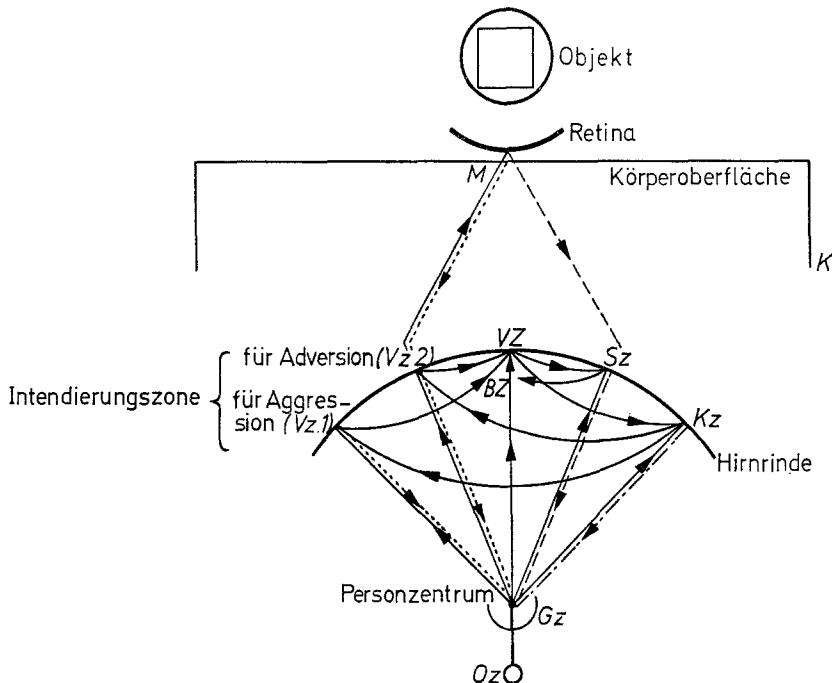


Abb. 1. Die Wahrnehmungsgrundlagen. *Antriebssystem*: Oz Organisations- (Schlaf- und Gewissens-)zentrum; Gz Gemütszentrum. *Umgangsapparat*: K Körperperipherie; M Augenmuskeln. Mit Hilfe von $P \rightarrow M$ und $M \rightarrow P$ wird das Objekt von P aus anvisiert, was die Rückübermittlung von optischen Eindrücken über $R \rightarrow P$ zur Folge hat. *Verstehensapparat*: VZ Veranschaulichungsdisposition; BZ Begriffszentrum; Vz1 Vorsetzungszone für Aggressivbewegungen; Vz2 Vorsetzungszone für Adversivbewegungen; Sz Sinneszonen für Sehen, Hören und Tasten; Kz Körperschemazone. Mit Hilfe von $P \rightarrow BZ$ wird das Objekt objektiviert, mit Hilfe von $P \rightarrow Vz2$ die Zuwendung intendiert, mit Hilfe von $P \rightarrow Sz$ der Erfolg der Zuwendung vorweggenommen. Die Assoziationsfasern $Vz2 \rightarrow VZ$, $VZ \rightarrow Sz$, $Sz \rightarrow BZ$ dienen der Schlüsseziehung aus dem Ergebnis des theoretischen Verhaltens nach der Formel: Als ..., da ..., folglich ..., die Assoziationsfasern $Vz1 \rightarrow VZ$, $VZ \rightarrow Kz$, $Kz \rightarrow Vz1$ der Vorbereitung der Entschlüsse zu praktischem Verhalten nach der Formel: Wenn ..., so ..., folglich ...

(vgl. Abb. 1). (Die thalamo-cortico-pyramide Bahn muß dabei außer Betracht bleiben. Sie gehört zum Umgangsapparat.) Von diesen 5 Strahlungen kommen für das praktische Verhalten nur die 1., 3. und 5., für das theoretische nur die 2., 3. und 4. in Frage. Die Strahlung 2 dient dabei dem *Sich-vornehmen der Zuwendung* zum Gegenstande, z. B. mit Hilfe der Augen beim Sehen. Mit ihrer Hilfe setzen wir also das Blickzentrum (V_{z2}) in Bereitschaft. Die Strahlung 4 dient dem *Sich-wiedergeben des Erfolgs* der Zuwendung, z. B. des optischen Berührtswordenseins

durch den zunächst gesuchten, dann entdeckten Gegenstand. Die Strahlung 3 schließlich dient dem *Beurteilen* dieses Gegenstandes als dort anwesend und so aussehend.

Beim *Beurteilen* bilden wir uns eine *Meinung* über das Begegnende, das wir uns vorher zur Selbstgegebenheit gebracht und auch schon objektiviert, d. h. als unabhängig von uns bestehend beurteilt, haben, und legen sie als eine Art von „Satz“ in der Hirnrinde nieder. Mit Hilfe dieses „Satzes“ schreiben wir dann dem zur Selbstgegebenheit gebrachten Etwas zunächst (beim Anschauen) ein Aussehen, sodann (beim Erkennen) ein Sein oder Nichtsein zu.

B. Das Anschauen

Ein Leser, der von der Psychologie herkommt, wird vielleicht finden daß wir einen unerlaubten Sprung machen, wenn wir vom Empfinden sogleich zum Anschauen, also zur Gesichtswahrnehmung, übergehen. Aber dieser Sprung hat seinen guten Grund. Was uns beim Sehen begegnet, sind nämlich Personen oder Sachen, kurz: *Dinge*. Mit den Dingen aber muß man bei der Beschreibung des Wahrnehmens beginnen, weil sie das Elementare auf der Gegenstandsseite sind — das Bleibende —, das, auf das man zurückkommen kann als auf dasselbe. Dieses Elementare bringen wir uns sowohl beim Tasten als auch beim Sehen zur Gegebenheit. Unter diesen beiden Wahrnehmungsarten aber hat das Sehen einen Vorrang, weil bei ihm das Seiende vom bloß Erscheinenden unterschieden werden muß, was nur durch ein Untersuchen und Beobachten möglich ist.

Das Hören wird deshalb hier nicht außer acht gelassen. Es kommt nur später an die Reihe, nämlich wenn von dem Auftreten von Situationsänderungen die Rede ist (vgl. S. 314). Damit hängt zusammen, daß man meiner Meinung nach nicht von *Tonempfindungen* reden sollte. *Empfunden* werden die Eindrücke, die unser inneres *Ohr* treffen. Daß wir sie uns innerlich wiedergeben und dabei in die Peripherie zurückverlegen, zeigt sich daran, daß wir uns die Ohren zuhalten, wenn uns ein Geräusch zu stark wird. *Töne* dagegen werden *wahrgenommen*, und zwar als Auswirkungen des *Verhaltens* von „*Dingen*“, z. B. des Bellens eines Hundes oder des Schwingens einer Saite.

Lassen wir nun das Tasten wegen seiner Undifferenziertheit beiseite, so begegnen uns die Dinge selbst primär beim *Anschauen*. Wenn wir verstehen wollen, wie es dazu kommt, und das diesem Verhalten Zugrundeliegende mitbeschreiben wollen, müssen wir von den Grundaffekten und ihren primären Äußerungen ausgehen, denn nur hier haben wir zugleich das Einfache und das Ganze des Psychischen vor uns.

Der Grundaffekt der *Erstickungsangst* führt zum Wachwerden und damit zum *Empfinden* als einem Bemerken der peripheren Geschehnisse.

Was erstmals zum optischen *Wahrnehmen* führt, ist der Grundaffekt der *Verletzungsfurcht*.

Schon *Hegel* bezeichnete die Furcht als „der Weisheit Anfang“. Eine Bestätigung dieser Annahme brachten die Experimente amerikanischer Autoren, bei denen sich zeigte, daß völlig isoliert aufgezogene Hunde noch lange Zeit nach Aufhebung ihrer Isolierung nicht imstande waren, die Wiederholung schmerzhafter Reize zu vermeiden. So stießen sie mit dem Kopf oder Körper immer wieder gegen Widerstände an, z. B. gegen aus der Wand herausstehende Wasserleitungen (vgl. Hassler [1]).

Jede Furcht ist eine Furcht *vor . . .* etwas. In ihr sind wir nicht mehr bloß innerlich den peripheren Geschehnissen zugewendet, sondern auf ein bestimmtes Gegenüber verwiesen, von dem wir annehmen, daß es das die Furcht auslösende unangenehme periphere Geschehen hervorgerufen hat. In dieser Verwiesenheit stellen wir das, worauf wir verwiesen sind, mit Hilfe des Objektivierungsteils (Th → BZ) unseres Verstehensapparats gedanklich vor uns hin und beurteilen es schon voreilig als bedrohlich, d. h. als etwas, was uns verletzen würde, wenn wir es nicht daran hindern würden. Mit diesen Vor-uns-hin-stellen ist das Bedrohliche aber noch nicht wahrgenommen. Wenn das erreicht werden soll, müssen wir ihm nicht nur innerlich (ideatorisch), sondern auch äußerlich (motorisch) *zuwenden*. Dieses Sich-zuwenden kann ursprünglich nur ein *Suchen* sein. Dieses aber muß aus einem *Sichfragen* hervorgegangen sein, da es sich um ein theoretisches Suchen (= Entdeckenwollen) handelt.

Dieses Sichfragen (= Wissenwollen) ist das Neue beim Wahrnehmen gegenüber dem Empfinden. Es geschieht angesichts dessen, was wir gedanklich vor uns hingestellt haben, also schon angesichts des zunächst nur gesuchten Urhebers unseres Mißgeschicks, von dem wir uns in der Furcht mit Hilfe unserer „*Einbildungskraft*“ schon voreilig ein Bild gemacht haben.

Das, wonach wir *suchen*, ist der *Urheber* unseres Mißgeschicks. Das, wonach wir *fragen*, ist sein *Aussehen*. Denn wir wollen ihn ja nur *kennenlernen*. Dieser Fragestellung entsprechend, versuchen wir dem uns im einzelnen noch unbekannten Etwas durch unser Suchen die Möglichkeit zu geben, uns optisch zu berühren und dadurch zentral zu affizieren, um uns dann die Antwort auf unsere Frage nach seinem Aussehen zu geben.

Unsere Frage lautete: Wer hat mir das angetan? Die Antwort kann jetzt lauten: Dieses so aussehende Etwas da. Das Resultat unserer ersten Wahrnehmungsbemühung besteht also darin, daß wir den zur Selbstgegebenheit gebrachten vermeintlichen Urheber unseres Mißgeschicks aufgrund der Tatsache, daß wir (durch unseren Umgangssapparat hindurch) jetzt *hier so* von ihm berührt und affiziert wurden,

(mit Hilfe unseres Verstehensapparats) ein *Jetzt-dort-so-Aussehen* zu schreiben, wobei mit dem *hier* die Gegend des deutlichsten Sehens in den Augen, mit dem *dort* der Fixationspunkt des Doppelauges am Gegenstand gemeint ist. Haben wir das getan, so haben wir eine ihn betreffende corticale *Veranschaulichungsdisposition* (VZ, Abb.1) gewonnen, mit deren Hilfe wir ihn uns nun auch ohne seine Anwesenheit vorstellen und ihn im Falle erneuter Anwesenheit und bei erneutem Durchlaufen seiner Konturen *wiedererkennen* können. Haben wir eine solche Veranschaulichungsdisposition von einem Gegenstande gewonnen, so haben wir die Fähigkeit erworben, seine Konturen schon voreiligend gedanklich zu durchlaufen und uns die dabei entstehenden sensorischen Folgen vorauszusagen. Eine solche Disposition ist also eine Vorwegnahme in motorischer und sensorischer Hinsicht. Sie kann nicht in den Sinneszonen, sondern muß irgendwo zwischen den Vorsetzungs- und den Wiedergabezonen liegen (vermutlich in der Gegend der Zentralfurche).

Will man es kurz ausdrücken, kann man sagen: Das Empfinden ist *senso-ideatorisch*, das Anschauen dagegen *ideo-moto-senso-ideatorisch*. Es beginnt mit einem gedanklichen Vor-sich-Hinstellen von etwas und einem *Sichfragen* nach dem Aussehen dieses Etwas. Ihm folgt (nach Entschluß) ein *Suchen* nach ihm, also etwas Motorisches, das beim Finden zu einem sensorischen Rückschlag führt. Den Schluß (nach Wiedergabe dieses Rückschlags) bildet ein *Sichsagen*, das sich auf das inzwischen zur Selbstgegenheit gebrachte Etwas bezieht und sein Aussehen (= Größe, Gestalt, Oberflächenbeschaffenheit) betrifft.

Hatten wir beim Empfinden irgendein peripheres Geschehen *gegenwärtigt*, so haben wir jetzt ein Wissen um die Anwesenheit eines so und so aussehenden Gegenübers gewonnen. Dieses wird von uns *objektiviert*, d. h. als etwas unabhängig von uns Bestehendes beurteilt, darüber hinaus aber ursprünglich auch noch als *unseresgleichen* angesehen.

Diese weitere Beurteilung hängt mit der Tatsache zusammen, daß die erste Grundart unseres Wahrnehmens aus der *Furcht* hervorgeht.

In der ursprünglichen Furcht kennen wir noch nichts von unserer Umwelt, soweit das Sehen in Frage kommt. Aber etwas kennen wir doch schon, nämlich uns selbst. Wir kennen uns als *Person*, d. h. als etwas, was spontan aus sich herausgehen kann. Infolgedessen beurteilen wir den Urheber unseres Mißgeschicks primär als *unseresgleichen*. So sagt das Kind, wenn es sich gestoßen hat: „Der böse Tisch!“ Es wendet sich also nicht nur dem Urheber seines Mißgeschicks zu, entdeckt ihn, objektiviert ihn und beurteilt ihn als so und so aussehend, sondern es *personifiziert* ihn.

Aus dieser Tendenz zur Personifizierung des Begegnenden erklärt sich, wie mir scheint, was Kant die „figürliche Synthesis“ genannt und auf die „Einbildungskraft“ zurückgeführt hat. (Heute spricht man von Gestalttheorie und Urphantasie). Es handelt sich eben beim Anschauen

ursprünglich um die *affektiv bedingte* Form unseres Wahrnehmens. Weil wir in der Furcht noch Schlimmeres als das soeben erlebte Mißgeschick *befürchten, deshalb*, d. h. aus diesem Beweggrunde, entschließen wir uns (mit Hilfe unserer Vorsetzungszone 1, vgl. Abb.1) dazu, vor ihm zu *fliehen*. Weil wir aber mit diesem Fliehen vor . . . keinen Erfolg haben, solange wir den Gegenstand unserer Furcht nicht wenigstens vorübergehend anvisieren, *deshalb*, also aus demselben Beweggrunde, entschließen wir uns darüber hinaus (mit Hilfe der Vorsetzungszone 2) auch noch dazu, nach dem Übeltäter zu *suchen*. Es ist also derselbe Beweggrund, der in der Furcht einerseits zu einem praktischen Verhalten (Fliehen), andererseits zu einem theoretischen (Sichzuwenden) führt (vgl. in Abb.1 die Verbindungen Kz → Vz 1 und Kz → Vz 2).

Nach dem Gesagten schließt das Suchen und das daraus hervorgehende Entdecken des „Übeltäters“ den Gebrauch zweier Apparate ein: Zuerst gebrauchen wir den *Objektivierungsteil* (Th → BZ) unseres *Verstehensapparats* zum Zweck der vorstellungsmäßigen Objektivierung des vermeintlichen Übeltäters und zum Zweck der Stellung der Frage nach seinem Aussehen. Dann gebrauchen wir den *Vorsetzungsteil* desselben Apparates, um uns das Suchen nach ihm vorzunehmen. Dann gehen wir zum Gebrauch des *Umgangsapparats* über und gebrauchen ihn zum Zweck der Entdeckung des zunächst nur vorgestellten Etwas. Hat diese motorische Bemühung Erfolg gehabt, also dazu geführt, daß das Gesuchte uns peripher optisch berührte und zentral affizierte, so daß wir uns die Art des Berührtswordenseins mit Hilfe der Sehzone *wiedergeben* und in die Augengegend *zurückverlegen* konnten, so gehen wir wieder mit Hilfe des *Verstehensapparats* zur Beantwortung unserer Frage nach dem Aussehen des „Übeltäters“ über.

Die Antwort lautet: Der Übeltäter hat bei seinem Sichzeigen diese Art meines Berührt- und Affiziertwerdens herbeigeführt, *folglich* ist er etwas, was auch weiterhin diese Art des Berührt- und Affiziertwerdens herbeiführen *kann*, was also so und so aussieht, d. h. als Dauerbesitz diese Größe, Gestalt und Oberflächenbeschaffenheit hat.

Wenn unsere Analyse richtig ist, dann läßt sich auch über die anatomische Lage der Veranschaulichungsdisposition etwas sagen: Sie muß einerseits mit der Sehzone, andererseits mit der Vorsetzungszone für die Augenbewegungen zusammenhängen. Es muß ja ein Zentrum sein, mit dessen Hilfe wir uns ein *Bild* von etwas machen können, was nur möglich ist, wenn wir mit dem Fixationspunkt unseres Doppelauges die Konturen des Gegenstandes durchlaufen und uns die Resultate dieser motorischen Bemühungen fortlaufend innerlich wiedergegeben haben. So wie das Sprechen nicht möglich ist, wenn nicht außer dem *motorischen* und dem *sensorischen* Sprachzentrum auch noch das *Begriffszentrum* ungestört arbeitet, so gehört auch zum Anschauen der Gegenstände ein

Zentrum, durch das die Leistungen des Augenbewegungszentrums und die der Sehzone koordiniert werden.

C. Das Erkennen

Schon beim *Empfinden* gelangten wir bis zu einem gewissen Grade in die Wahrheit. Wir gaben uns das periphere Berührtwerden mit Hilfe unserer corticalen Sinneszone wieder, machten also das periphere *Faktum* zu einem *Datum für uns*, und konnten nun aus unserem zentralen Affiziertwordensein auf seinen *Grund*, das periphere Berührtwordensein, zurückschließen. Unsere Meinung, daß die peripheren Geschehnisse, die wir uns wiedergegeben und in die Peripherie zurückverlegt hatten, dort wirklich stattgefunden hatten, entsprach den Tatsachen.

Dasselbe gilt für das *Anschauen*. Wenn wir durch das Hinsehen auf einen Mitmenschen eine corticale Veranschaulichungsdisposition in bezug auf ihn gewonnen haben, können wir ihn wiedererkennen, sind also in gewisser Weise in der Wahrheit über ihn. Es besteht eine Übereinstimmung zwischen unserer Meinung über sein Aussehen und seinem tatsächlichen Aussehen, auf das wir, wenn wir ihn von neuem vor uns haben, aus seinem erneuten *Uns-berührt- und -affiziert-haben* zurückschließen.

Diese Übereinstimmung bezieht sich aber nur auf sein Äußeres. Sein Inneres, z. B. seine Gesinnung uns gegenüber, bleibt uns beim bloßen Hinsehen auf ihn unbekannt. Gerade auf dieses Innere muß es uns als Zoon aber ankommen. Denn wir wollen doch wissen, wessen wir uns von unserem Gegenüber zu versehen haben.

Weil dieses Eindringen in das Innere ein rein gedankliches zu sein scheint, hat man lange gemeint, es komme allein durch den *Verstand* zustande. Dieser Meinung hat sich Kant zwar energisch widersetzt; mit seiner *transzendentalen Apperzeption* sagte er aber nicht genug. Denn das erkennende Wahrnehmen kommt, wie im folgenden gezeigt werden soll, durch ein *Untersuchen und Beobachten* des jeweils zur Selbstgegebenheit gebrachten, also angeschauten, Gegenübers zustande.

Daß man durch ein Untersuchen gedanklich in das Innere der Dinge eindringen kann, ist uns als Medizinern gut bekannt. Wenn wir z. B. einen Reflex auszulösen versuchen, gewinnen wir ein Wissen um die Beschaffenheit des betreffenden Reflexzentrums, also von etwas, was wir nicht sehen, auf dessen Zustand wir aber aus der Art, wie unser Versuch beantwortet wurde, zurückschließen konnten.

Diese neue Art des Zurückschließens gelingt uns nun auch schon bei unserem alltäglichen Wahrnehmen, aber nur, wenn wir über das bloße Hinschen hinausgehen. Die Verhaltensweisen, die wir dann in Gang setzen, gehen aus dem Grundaffekt des *Zweifels* hervor.

Der Zweifel ist im Gegensatz zu Angst und Furcht keine eigentliche Gemütsbewegung mehr. Er ist nur eine Ichbewegtheit. In ihr schwanken wir angesichts des gerade anvisierten Begegnenden zwischen zwei Möglichkeiten des Seins, die ihm zukommen könnten, hin und her. Wenn wir aus diesem Schwanken herauskommen wollen, müssen wir mit dem Begegnenden umgehen, und zwar so, daß wir ein Wissen um sein Sein oder Nichtsein erwerben. Das geschieht in der Weise, daß wir 1. *uns* (mit Hilfe des Objektivierungsanteils unseres Verstehensapparats) *fragen*, welche von den beiden uns vorschwebenden entgegengesetzten Möglichkeiten des Seins ihm zukommen könnten, 2. *uns entschließen*, es auf sein Sein hin zu untersuchen, 3. diesen Entschluß (mit Hilfe des Umgangsapparats) *durchführen*, 4. den Rückschlag dieser Durchführung „*reafferent*“ (v. Holst [3]) *erleben*, 5. ihn uns innerlich *wiedergeben* und 6. *uns* aufgrund innerlicher Rekapitulation des Resultats (nach der Formel: als . . ., da . . ., folglich . . .) die *Antwort* auf unsere Alternativfrage geben.

Die Art der Untersuchung hängt dabei ganz von der Fragestellung ab. Denn es gibt verschiedene Arten des Seins, und jede verlangt ihre eigene Untersuchungsart, wenn die Alternativfrage entschieden werden soll. Ist das dann geschehen, so haben wir das Begegnende *er-kannt*, sind uns über sein „Sein“ klar geworden. Unser alltägliches Erkennen kommt also nicht durch eine Art von automatischer Datenverarbeitung zustande, sondern dadurch, daß wir uns innerlich und äußerlich *bemühen*, aus dem Zweifel heraus- und in die Wahrheit hineinzukommen. Die Reihe dieser Bemühungen soll im folgenden beschrieben werden.

Sein heißt so viel wie *Bestehen*, in unserem Zusammenhang darüber hinaus aber auch noch so viel wie: *Etwas-bewirken-Können*. Wenn wir uns über dieses *Können* des Begegnenden klar geworden sind, haben wir einen *Begriff* von ihm gewonnen. Das heißt wir besitzen eine es betreffende cortical niedergelegte *Seinszu- oder absprechungsdisposition*. Man muß sich also, wenn man einen Überblick über die Grundarten des erkennenden Wahrnehmens gewinnen will, an die *Grundarten des Seins* — an die sog. Kategorien — halten. Sie sind schon von J. Cohn in seiner Erkenntnistheorie (1908) richtig angegeben worden. Es sind: Sein, Da-sein, Wesen. Wir sagen im Anschluß an Heidegger deutlicher: *Eigenständigkeit, Anwesenheit, Seinsverfassung*.

Daß diese 3 Grundkategorien zu unterscheiden sind, wissen wir schon von uns selbst her, also *vor aller Erfahrung*. Denn an uns selbst haben wir das Urbeispiel eines Seienden. Wir kennen 1. *uns* (als Personenzentrum mit Apparaten) als etwas *Eigenständiges*, — als etwas, was Halt und Stand hat und daher etwas bewirken kann, kennen 2. unser *Selbst*, diese Zellgemeinschaft, als etwas, was für uns ständig *anwesend* ist, d. h. von uns ständig zur *Selbstgegebenheit* gebracht werden kann, und kennen 3. *uns*

selbst (in eins mit unserem *Selbst*) als *Person*, d. h. als etwas, was für sich zu sorgen, also mit dem ihm von seiner Umwelt her Begegnenden sinnvoll umzugehen hat, — demnach auch als etwas, was sich mit Hilfe seines Organisationszentrums von vornherein so organisiert haben muß, daß ihm dieses Sorgen möglich ist, demnach auch als etwas, was in vollkommenem Gegensatz steht zu all dem, was *nicht* so organisiert ist, — kein Nervensystem und demnach auch keine *zentralisierte Beselzung* besitzt.

Wie wir die zum erkennenden Wahrnehmen gehörenden Untersuchungen im Alltag durchführen, um dann aus ihren Ergebnissen unsere Schlüsse zu ziehen, sei an den folgenden Beispielen erläutert:

1. Untersuchung des Begegnenden (= Erscheinenden) auf seine *Eigenständigkeit* hin.

Wenn wir in der Dämmerung allein durch einen Wald gehen, geht es uns leicht ähnlich wie einem bekannten Reiter, der erleben mußte, wie *Finsternis aus dem Gesträuche mit hundert schwarzen Augen sah*. Als erwachsener Mensch werden wir uns bemühen, diesen Erscheinungen keine Beachtung zu schenken. Wir wissen aber sehr gut, wie wir im Zweifelsfall entscheiden könnten, ob es sich da um ein wirkliches Tier handelt oder nicht. Wir brauchten nur unseren Standort ihm gegenüber zu ändern und etwa zuerst von links, dann von rechts her auf die Erscheinung hinzusehen, um auch schon ihre Nichtigkeit zu erkennen.

Was wir da tun würden, kann man als einen Versuch bezeichnen, das in Frage stehende Etwas zu *identifizieren*. Alles, was *ist*, bleibt trotz wechselnder Aspekte mit sich identisch, wenn man es von verschiedenen Seiten her betrachtet. Tut es das nicht, so *ist* es eben nicht, d. h. es ist nichts *Eigenständiges*.

Mit dieser ersten Feststellung haben wir, aufs Allgemeine gesehen, einen wichtigen Schritt in der Erkenntnis getan. Denn alles, was sich bei diesem unserem Vorgehen als nichts *Eigenständiges* erwiesen hat, ist kein Bestandteil der *Welt*. Denn die Welt, die (im Gegensatz zu unserer Umwelt) unser *Selbst* in sich einschließt, ist der *Inbegriff des Eigenständigen*.

Nachdem wir so durch unsere erste Untersuchungsart das bloß Erscheinende vom Seienden unterschieden haben, können wir dazu übergehen,

2. unsere *Umgebung* auf die *Anwesenheit von Bedrohlichem* hin zu untersuchen.

Sicherheit ist immer das Erste, und die Furcht ist der Affekt, der uns zwingt, die Sicherheitsfrage ernst zu nehmen. Anlaß zu entsprechenden Untersuchungen besteht ständig. Denn unsere Situation ändert sich dauernd, und diese Änderungen machen sich durch das Neuaufreten von optischen, akustischen oder sonstigen Sinneseindrücken bemerkbar. Jeder unvorhergesehene Sinneseindruck muß bei uns als Zoon den Verdacht erregen, daß sich ein Feind nähert. Die Untersuchung, die den damit gegebenen Zweifel beheben soll, besteht darin, daß wir uns nach dem

möglichen Urheber der Situationsänderung *umsehen*. Dieses Sich-umsehen hat zur Folge, daß sich das in Frage stehende Mitzoon entweder zeigt oder nicht zeigt. Hat es sich gezeigt, so stellen wir fest, daß es anwesend, hat es sich nicht gezeigt, daß es nicht anwesend ist. Die Alternativfrage: Bedenkliches anwesend oder nicht ?, ist damit entschieden.

Das untersuchende Wahrnehmen dieser zweiten Art hat, aufs Allgemeine gesehen, die Folge, daß sich aus der Umwelt des Zoons ein innerer Bezirk aussondert, in dem es sich sicher fühlt, weil es ihn auf die Anwesenheit von Bedrohlichem hin untersucht hat. Hier ist es nun *zu Hause*. Hier erkennt es das einzelne Begegnende nicht nur wieder, es kann es auch *wiederfinden*, weil es sich die Wege vom einen zum anderen gemerkt hat. Es ist *orientiert*.

Mit dieser Aussonderung der näheren aus der weiteren Umgebung ist aber noch nicht viel gewonnen, wenn sich nicht

3. die *Beobachtung* und (evtl.) *Untersuchung* des einzelnen Begegnenden auf seine *Seinsverfassung* hin anschließt.

Von vornherein fällt innerhalb einer bekannten Umgebung das als etwas Besonderes auf, was sich *aus eigenem Antrieb bewegt*. Nur dieses wird primär als bedrohlich angesehen (man denke an das *Fremdsein* der Kinder). Seine Unterscheidung gegen das, was sich nicht so bewegt, sondern, wenn überhaupt, nur bewegt *wird*, geschieht daher aus dringendem Sicherheitsbedürfnis heraus. Sie betrifft das Innere des Begegnenden, sein „*Wesen*“, seine *Seinsverfassung*.

Die Frage, die hier von jedem Zoon gelöst werden muß, lautet: Ist das da so etwas wie ich — etwas, was sich rasch bewegen, mich also überfallen kann — ein Lebewesen mit zentralisierter Beselung — oder nicht ? Diese Alternativfrage kann nur unter Gebrauch aller Sinnesorgane gelöst werden. Es kommt also letzten Endes wieder auf eine *Untersuchung* an, bei der für die Tiere der Geruch eine bevorzugte Rolle spielt.

Die Beispiele zeigen, daß das untersuchende Wahrnehmen sich in 3 Stufen entwickelt. Zunächst muß entschieden werden, ob das in der Furcht als bedrohlich beurteilte einzelne Begegnende überhaupt *ist*. Wenn es nichts Eigenständiges ist, hat es (aus *inneren* Gründen) keine Bedeutung. Sodann muß entschieden werden, ob das, was sich irgendwie, z. B. akustisch, gemeldet hat, also als etwas Eigenständiges angesehen werden muß, *anwesend* ist. Ist das nicht der Fall, so ist es (aus *äußeren* Gründen) ohne Bedeutung. Schließlich muß entschieden werden, ob das zur Selbstgegebenheit gebrachte Etwas eine *Person* ist. Wenn nicht, ist es (aus *Wesensgründen*) von verhältnismäßig geringer Bedeutung.

Die Aufeinanderfolge der 3 Stufen ist „*dialektisch*“. Hegel würde sagen: Das Negative ist ebenso positiv. Genauer gesagt, heißt das: Der negative Ausfall der Untersuchung ist jedesmal ein Vorteil für den Untersucher; denn dieser braucht nicht zu einem praktischen Verhalten (Flucht oder Abwehr) überzugehen.

Was uns hier interessieren muß, ist *Art und Reihenfolge der Bemühungen*, die in jedem der 3 Fälle zur Erkenntnis führen.

Die 1. Bemühung besteht jedesmal darin, daß wir *uns fragen*: Die Frage wird mit Hilfe des Verstehensapparats gestellt, betrifft aber das Sein eines Etwas, das von uns vorher mit Hilfe des Umgangsapparats zur Selbstgegebenheit gebracht worden ist. Sie hat den Charakter einer *Alternativfrage*. Es soll entschieden werden, ob das uns rätselhaft erscheinende Etwas da „ist“ oder nicht „ist“.

Die 2. Bemühung besteht, wenn man die Übergangsbemühungen: Entschluß und Kenntnisnahme, beiseite läßt, darin, daß wir unser Gegenüber mit Hilfe unseres Umgangsapparats auf sein Sein oder Nichtsein hin *untersuchen*. Sie hat den Charakter eines *Versuchs*. In ihr versuchen wir, durch unser eigenes Verhalten beim Begegnenden ein (zunächst nur optisches, später auch wirkliches) Gegenverhalten auzulösen in der Überzeugung, daß ein Beweis für das Sein oder Nichtsein des Begegnenden nur noch durch dessen *Verhalten* geliefert werden kann, nachdem sein *Aussehen* als Beweis nicht genügt hat.

Die 3. Bemühung, die wieder mit Hilfe des Verstehensapparates vollzogen wird, besteht darin, daß wir aus dem Ergebnis unserer Untersuchung *einen Schluß ziehen*. Sprachlich würde unser Gedankengang dabei so lauten: *Als* . . . (ich den Versuch machte, das Begegnende durch mein eigenes Verhalten zu einem Gegenverhalten zu bringen), *da* . . . [trat das von mir für möglich gehaltene Gegenverhalten — das Mit-sich-identisch-Bleiben, das Sichzeigen, das Aus-sich-heraus-gehen — ein (oder: nicht ein)], *folglich* . . . [„ist“ das Begegnende (oder: es *ist nicht*)]. Die Alternativfrage ist damit beantwortet. Das Erschienene ist *als eigenständig* (oder nicht), *als anwesend* (oder nicht), *als Person* (oder Nichtperson) erkannt. Ein Zweifel ist nicht mehr möglich. Denn es handelt sich nicht mehr um ein Urteil, sondern um eine *Feststellung*, d. h. um ein Urteil, bei dessen Fällung wir uns auf eine *Tatsache* stützen könnten. (Unter einer Tatsache ist ein Tun oder Geschehen zu verstehen, das vergangen ist, also nicht mehr geändert werden kann, das also *feststeht*. Was nach unserer Untersuchung für uns *feststeht*, ist ihr Ergebnis.)

Wenn wir annehmen, daß das in unserem Wahrnehmen liegende Erkennen durch induktives Zurückschließen aus Tatsachen zustande kommt, befinden wir uns in Übereinstimmung mit Helmholtz [2], nur daß wir ein solches Schließen schon beim Empfinden annehmen. Daß das *schlußfolgernde Denken* etwas Natürliches und Alltägliches ist, hat besonders Lindworsky [10] experimentell-psychologisch nachgewiesen. Auch Husserl [5] spricht von der „zu jeder Erfahrung gehörigen und von ihr untrennbarer Induktion“

Beschränken wir uns nun bei der folgenden Erörterung auf das *dritte* unserer Beispiele, bei dem die Alternativfrage gelautet hatte: Person oder Nicht-Person ?, so handelt es sich bei dem, was wir im Zweifel für möglich hielten, jetzt um ein *sinnvolles* Gegenverhalten. Was das für Konsequenzen hat, sei durch das folgende Beispiel erläutert:

Wenn man einen Stein in die Höhe wirft, so fällt er herunter und bewirkt eine Veränderung am Boden. Wirft man eine Katze in die Höhe, so fällt sie ebenfalls herunter und bewirkt eine Veränderung am Boden. Beide Dinge sind also etwas Eigenständiges. Beide können etwas bewirken. Was verschieden ist, ist ihre *Seinsverfassung*. Der Stein fällt, wie er fällt; die Katze fällt auf die Füße. Sie fällt aber nicht von selbst so. Vielmehr *bemüht* sie sich sichtlich, dieses Ziel zu erreichen. Was sich da bemüht, ist aber, streng genommen, nicht die Katze. Es ist vielmehr ihr thalamisches *Personenzentrum* in Verbindung mit den ihm zur Verfügung stehenden Apparaten. Mit Hilfe dieser Apparate bringt dieses Zentrum 1. ein *Erkennen* des Bodens, 2. ein *Vermeiden* des Aufschlagens mit dem Körper, also ein *Handeln*, zustande. Es erkennt den Boden als etwas, was sich bedrohlich nähert, und sorgt *entschlossen* dafür, daß nur die Füße mit ihm zusammentreffen. Das Herunterfallen und das Auf-die-Füße-Fallen widersprechen sich offenbar in keiner Weise. Das Herunterfallen wird durch die *auf alle Teile der Zellgemeinschaft* wirkende Erdanziehung hervorgebracht; das Fallen-auf-die-Füße wird vom Personenzentrum mit Hilfe der ihm zur Verfügung stehenden Apparate *im Auftrag der Zellgemeinschaft* bewirkt. Die Beauftragung geschieht dadurch, daß die Zellgemeinschaft sich von Anfang an *so* organisiert hat, daß ihr *Primärorgan*, das Personenzentrum, im rechten Augenblick von dem am Geschick der Peripherie teilnehmenden Gemütszentrum her in den Affekt der Furcht versetzt wird, so daß es sich einerseits die Gefahrenquelle, den harten Boden, zur Selbstgegebenheit bringt, sich andererseits bemüht, dort auf die Füße zu kommen. Wenn hier etwas rätselhaft ist, so ist es offenbar nicht das Zusammenbestehen der allgemeinen Gesetzlichkeit (Attraktion) mit der individuellen Selbstbestimmung, sondern die *Organisation der Zellgemeinschaft*, die diese Selbstbestimmung möglich macht. Die Grundzüge dieser Organisation lassen sich, wie gezeigt wurde, aus dem Verhalten unserer selbst als Zoon, also *a priori*, erschließen. Freilich ist das dann nur eine Hypothese. Aber die neurophysiologische Forschung bedarf einer Generalhypothese. Diese muß angeben, in welcher Abfolge und gemäß welcher Gruppierung die Mitglieder der jeweiligen Zellgemeinschaft zusammenwirken, um ihrem Personenzentrum ein sinnvolles, d. h. der Zellgemeinschaft dienliches, der augenblicklichen Situation gerecht werdendes, also schließend-entschlossenes, Wirken gegenüber ihrer äußeren Umgebung zu ermöglichen. Nur diese Generalhypothese sollte hier geliefert werden.

Literatur

1. Hassler, R.: Funktionelle Neuroanatomie und Psychiatrie. Psychiatrie der Gegenwart. Bd. I, 1. Aufl. Berlin-Heidelberg-New York: Springer 1967.
2. Helmholtz, H. v.: Handbuch der physiologischen Optik, 3. Aufl. Hamburg-Leipzig: Leopold Voss 1909-1911.
3. Hess, W. R.: Psychologie in biologischer Sicht. Stuttgart: Thieme 1962.
4. Holst, E. v., Mittelstaedt, H.: Das Reafferenzprinzip. Naturwissenschaften 37, 464-476 (1950).
5. Husserl, E.: Erfahrung und Urteil. Hamburg: Classen und Goverts 1948.
6. Jung, R.: Neurophysiologie und Psychiatrie. Psychiatrie der Gegenwart, Bd. I, 1. Aufl. Berlin-Heidelberg-New York: Springer 1967.
7. Küppers, E.: Der Grundplan des Nervensystems und die Lokalisation des Psychischen. Z. ges. Neurol. Psychiat. 75, 20 (1922).
8. — Über den Ursprung und die Bahnen der Willensimpulse. Z. ges. Neurol. Psychiat. 85, 174 (1923).
9. — Die zentralnervösen Voraussetzungen unseres Verhaltens. Arch. Psychiat. Nervenkr. 206, 764-779 (1965).
10. Lindworsky, Joh.: Experimentelle Psychologie. München: Kösel u. F. Pustet 1921.
11. Ploog, D.: Verhaltensforschung und Psychiatrie. Psychiatrie der Gegenwart, Bd. I, 1 B. Berlin-Göttingen-Heidelberg: Springer 1964.

Prof. Dr. Egon Küppers
BRD-7800 Freiburg i. Br.
Karl Berner Str. 11
Deutschland